



1912

## Heidenkinder in Jesu Licht

Frieda Pfinzner

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)



Part of the [German Literature Commons](#)

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Pfinzner, Frieda, "Heidenkinder in Jesu Licht" (1912). *Essays*. 661.  
[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/661](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/661)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

# Heidenkinder in Jesu Licht.

## Heidenkinder in Jesu Licht.

by Frieda Pfinzner

### Ein kleiner Jesus-Jünger

This text was prepared for the Sophie site by Professor Cindy Brewer's Fall 2007 German 201 class at Brigham Young University: Aynsley Bennett, Ellen Berry, Emily Carpenter, Diane Chatfield, Lisa Clark, Amanda Clemmer, Michelle Eging, Heather Evans, Jessie Evans, Aimee Garrett, Deborah Goodwin, Benjamin Holt, Kirsten Kline, Lyndi Mecham, Rochelle Meyers, Jenna Nelson, Stephanie Peatross, Hillary Schmutz, Sara Sonne, Sara Sorensen, Nancy Swenson, Sarah Uhlstein, Amy van der Horst, and Rachel Wise.

[94]

Ein kleiner Jesus-Jünger

(Eine Chinesengeschichte aus San-Franzisko)

[ Taken from: Heidenkinder in Jesu Licht. Missionsgeschichten mit Bildern von Frieda Pfinzner. Basler Mission Zürich. Frankfurt a. M., Verlag Orient 1912]

So wie immer beleuchtete der Schein der roten Laternen am Abend die chinesische Straße von San-Franzisko mit ihren vielen Verkaufsbuden und ihrem bunten Leben und Treiben. Allerlei Gemüse, Eimer voller keimender Bohnen und Körbe mit Reis und allerlei Früchten standen auf der Straße und luden zum Kaufen ein.

Durch all diese Herrlichkeiten hindurch bahnte sich ein kleiner Chinesenknabe keuchend und mit den Tränen kämpfend seinen Weg.

In einiger Entfernung erblickte Huie, so hieß der Knabe, auf einem hohen Balkon über der Straße sein drei Jahre altes Brüderchen, Klein-Lin, in seinem blauen „Shom“ (chinesisches Röckchen). Mit großen Eifer ließ

[95] der kleine Bursche seinen geliebten künstlichen Spielfrosch an einem langen Faden vom Balkon herunter hin und herschaukeln.

Huie eilte schnell vorüber an dem Haus „Zum goldenen Zahn,“ an welchem fünf große goldene Zähne vor einem der Balkons die Wohnung des chinesischen Zahnarztes bezeichneten – er achtete nicht darauf. Durch eine enge Tür stürzte er in eins der nächsten Häuser und lief eine schmale, enge Treppe hinauf und trat dann hastig in einen kleinen halbdunklen Raum.

Da saß seine Mutter, Ah Oney, und überzog für ein Geschäft Knöpfe mit Band für Chinesenkleider – den Knöpfen nach der amerikanischen Mode erlaubt die chinesische Sitte nicht.

“Vater, Vater!” schluchzte Huie, als er ins Zimmer stürzte. “Vater, -- er ist fort! Man hat ihn mitgenommen auf das große Wasser! Er wird nie wiederkommen! Und Onkel Ting kommt!”

Huies junge Mutter ließ das Band aus der Hand fallen. Sie richtete sich halb auf und sah ihren Jungen Starr an. Nein, sie konnte es nicht fassen. Ihr Man war am Abend vorher nicht nach Haus gekommen; sie hatte sich wohl gewundert und geängstigt, aber sie musste immer zu Bandknöpfe nähen, und als Chinesin konnte sie nicht hinausgehen auf die Straße, um ihn zu suchen.

Unterdessen erzählte Huie schluchzen weiter. Die bösen "Menschenfänger" hatten den Vater an Bord des

[96] amerikanischen Fischerschiffes gebracht, das gestern nach Alaska auf See gegangen war, und der böse Onkel Ting hatte gesagt, daß die Götter so etwas nur zugelassen hätten, weil Vater ein Christ sei! Das Schiff sollte mindestens sechs Monate lang unterwegs sein, und Onkel Ting sagte, den Vater würden sie wohl bald ins Meer werfen, und er würde nie zurückkehren! – Nein, niemals würde der Vater wiederkommen!

Jetzt ging der armen Ah Oney ein Licht auf. Mit einem lauten Schrei sank sie vor ihrem Götzenschrein auf die Kniee. Obgleich ihr Mann ein Christ war, war sie eine Heidin geblieben. Sie schrie laut zu der Göttin der Barmherzigkeit, sprang dann wieder auf und zündete Weihrauchkerzen an, warf sich wieder auf die Erde und versuchte dann, auch Huie vor dem Götzenschrein auf die Kniee zu ziehen.

Aber der Knabe riß sich von ihr los. "Nein, nein!" rief er, "dort kann ich nicht beten!"

Auf Wunsch seines Vaters war er in die Missionsschule gegangen, und schon seit lange betete er nicht mehr zu den Götzen und zündete ihnen keine Weihrauchkerzen mehr an.

Klein-Lin kam mit seinem Spielfrosch vom Balkon herbeigetrippelt, und als er sah, wie die Mutter schrie und weinte und sich vor der Göttin der Barmherzigkeit verneigte, fing auch er an, laut zu jammern und zu wehklagen, ohne zu wissen, warum.

[97] So fand sie der grimmig dreinschauende heidnische Onkel Ting, der die Treppe heraufgepoltert kam und die ganze Szene mit sichtlicher Genugtuung beobachtete.

„Er wird nie wiederkommen,“ sagte er barsch, „sie haben ihn gekriegt.“

Ah Oney hörte nicht auf ihn. Laut jammernd lag sie noch immer auf ihren Knieen. Sie hatte ihren Mann sehr lieb gehabt, besonders seitdem sein Christentum ihn sanft und freundlich gemacht hatte. Trotz ihres Wehklagens fuhr Onkel Ting in seiner Erklärung fort.

Es kam oft vor, daß Chinesen, welche der schlimmsten chinesischen Bevölkerung von San-Franzisko angehörten, sich als Matrosen auf einem der Schiffe verdingten, die nach Alaska auf den Fischfang fuhren. Der Schiffskapitän zahlte diesen Männern dann im voraus hundertundfünfzig Dollars von ihrem künftigen Lohn aus, damit sie sich ihre Ausrüstung und etwas Proviant kaufen konnten, und das lockte viele heruntergekommene Menschen an. Hatten sie ihr Geld bekommen, dann versuchten sie oft, zu entfliehen. Daher ließ der Kapitän jedesmal, ehe ein Alaska-Schiff in See ging, eine Reihe von Leuten seiner Besatzung in Wagen durch das chinesische Stadtviertel fahren, um die entlaufenen Chinesen zu fangen. Diese Leute waren allgemein unter dem Namen „Menschenfänger“ bekannt. Für jeden gedingten Chinesen, den sie aufs Schiff zurückbrachten, bekamen sie fünfzig Dollars, und leider war's ihnen nicht so sehr darum zu tun, daß sie auch die richtigen fingen. Konnten sie diese nicht finden, dann ergriffen sie einfach irgend einen beliebigen Chinesen, der ihnen in den Weg lief,

[98] setzten ihn in den Wagen und brachten ihn auf das Schiff. Und um den Betreffenden war's dann geschehen, wenn er nicht etwa vor der Abfahrt freigekauft wurde.

"So ist's deinem Vater ergangen," wandte sich Onkel Ting mit Schadenfrohem Lachen an Huie, und wäre er nicht ein Jesusmann, dann wäre es nie so weit gekommen! Ich habe es ihm ja lange gesagt, daß sich irgend ein Unglück ereignen würde, wenn er nicht mehr zu den Göttern betete. Nun wird er wohl ertrinken, er ist ja kein Seemann! Du wirst bald eine weiße Schnur in deinem Zopf tragen, als Trauerzeichen!"

Auf Onkel Tings altem, häßlichem Gesicht ruhte bei diesen Worten eine sichtliche Befriedigung.

Huie sah es, und sofort durchzuckte ihn blitzartig ein entsetzlicher Gedanke. Er sprang auf den alten Mann zu schüttelte ihn am Arm und schrie mit leidenschaftlich erregter Stimme: „Hast du das Geld bekommen, hast du versprochen, auf das Schiff zu gehen und dann meinen Vater fangen lassen?“

Das Gesicht des Knaben war kreidebleich vor Entsetzen und innerer Erregung.

Onkel Ting starrte ihn verdutzt an. Für so pfiffig hätte er den Jungen doch nicht gehalten. Er stieß den Knaben von sich, das er in eine Ecke flog und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

„Ich will dich lehren!“ schrie er boshaft. „Ich werde dich im Sommer holen und dann sollst du für mich arbeiten, da werde ich’s dir schon heimzahlen.“

„Das werde ich nie tun!“ rief Huie, „du bist ein ganz schlechter Mann. Mein Vater war gut, und du hast das

[99] Geld bekommen, und dann hast du sie meinen Vater fangen lassen Du bist schlecht! schlecht!“

Onkel Ting schüttelte ihn und schlug ihn ins Gesicht, aber Huie schluchzte: „Ich werde nie mit dir gehen und für dich arbeiten!“

„Das wollen wir doch mal sehen,“ sagte Onkel Ting, „du wirst schon mitkommen, wenn ich dich hole!“

Wie Huie ihn haßte! Er lief auf den Balkon hinaus und warf sich unter den Ampeln, die ihn erleuchteten, auf die Erde. Wie haßte — haßte — haßte er den bösen Onkel! Weit, weit draußen auf dem Ozean war der arme Vater, um vielleicht niemals wiederzukommen; und auf den Knien vor ihrem Götzenschrein lag Mutter weinend und wehklagend, und Klein-Lin wimmerte dazu, und Huies Wangen schmerzten von Onkel Tings Schlägen—und an allem, allem war der böse Onkel Schuld!

„Ich hasse Onkel Ting! Ich hass ihn!“ schrie Huie. „Mein Vater war ein Jesusmann, und wenn ich groß bin, werde ich auch ein Jesusmann, und dann gehe ich übers große Wasser und erzähle allen Menschen in meines Vaters Heimat „China“ von Jesus! Und ich hasse Onkel Ting!“

Wie oft hatte er mit seinem Vater über diesen Zukunftsplan gesprochen, und wie glücklich waren sie dabei gewesen! Warum erfüllte ihn nur diesmal nicht bei dem Gedanken dieselbe Freude? War es der Haß gegen Onkel Ting, der wie ein Schatten davorlag? „Ich kann ihn nicht lieben, ich kann es nicht!“ schluchzte Huie. „Er hat meinen Vater fortgeschickt! Nie, niemals kann Onkel Ting in den Himmel kommen!“

[100] Doch allmählich wurde es ruhiger in dem aufgeregten Gemüt des Kindes. Ganz leise hörte er eine Stimme in seinem Herzen, die ihn fragte: „Kannst du wohl jemals ein guter Jesusmann werden wie Vater, wenn du Onkel Ting haßt?“

Hatte Vater da draußen auf dem Ozean wohl Onkel Ting vergeben? Huie setzte sich aufrecht hin. „Was Vater tun würde, wollte Huie auch tun. Wenn Vater zurückkommen und sagen würde: „Ich habe Onkel Ting vergeben“, dann will ich es auch tun,“ sagte er zu sich selbst. „Doch wenn Vater nicht zurückkommt, werde ich ihm nie – nie vergeben!“

Er sprang auf und lief zur Mutter zurück. Sie weinte und klagte noch immer vor dem Götzenschrein. Als das Kind sie beobachtete, kam ein Gefühl männlicher Verantwortung in sein Herz. Er wollte für Mutter sorgen.

„Ich werde nicht mit Onkel Ting gehen,“ sagte er entschlossen zu sich selbst, „ich werde immer bei Mutter bleiben.“ Doch da sah er im Geiste Onkel Tings häßliches Gesicht vor sich und hörte seine garstige Stimme: „Du wirst schon komme, wenn ich dich hole!“ Ach, er war ja erst zwölf Jahre alt – eine große Furcht schlich sich in sein tapferes, kleines Knabenherz. –

Wochen gingen dahin. Mutter saß fast Tag und Nacht und nähte Bandknöpfe, oder lag weinend und betend vor

[101] dem Götzenschrein auf der Erde – Aber Vater kam nicht.

Die Missionslehrerin, der Huie seinen Kummer anvertraut hatte, kam wohl von Zeit zu Zeit, aber Mutter hörte ihr nicht viel zu. Hatte doch Onkel Ting gesagt, daß all das Leid über sie gekommen sei, weil Vater ein Jesumann war.

Da kam ein trauriger Nachmittag. – Huie war gerade damit beschäftigt, Klein-Lin mit den roten „kwai-tze“ (Stäbchen) seinen Reis in den Mund zu stecken, als der alte, häßliche Onkel Ting wieder die Treppe heraufgepoltert kam, „Nun nehme ich dich doch mit, und du sollst für mich arbeiten!“ Sagte er in barschem Ton.

„Nein, nein!“ schrie Huie, und „Nein!“ schrie auch die Mutter. Sie mußte sich ja ohne ihren lieben Ältesten noch viel einsamer fühlen.

Doch es half nichts, und Onkel Ting stieß den Knaben mit Schlägen und Stößen vorwärts, und alles „Nein“ sagen war umsonst. Kaum hatte Huie Zeit genug,

[102] Mutter und Klein-Lin Lebewohl zu sagen, da befand er sich bereits auf der Straße und marschierte mit einem Bündel in der Hand, in dem sich ein paar notwendige Kleidungsstücke befanden, vor Onkel Ting einher. Doch anstatt nach des Onkels Stadtviertel ging's nach einer Eisenbahnstation, wo schon viele andere Chinesen mit ihrem Gepäck warteten.

Da kam auch schon der Zug. Was hatte Onkel Ting nur mit ihm vor? Würde Huie wohl jemals zurückkommen? Würde er wohl je Mutter und Klein-Lin wiedersehen? Während diese Gedanken noch des Knaben erschrockenes Herz durchzuckten, stieß man ihn schon in den Eisenbahnwagen, und vorwärts ging es – mehrere Stunden lang. Endlich stand Onkel Ting und die andern Chinesen auf, ergriffen ihre Körbe – der Zug hielt an – und man stieg aus.

Huie sah sich erstaunt um. Welch merkwürdiger Ort! So etwas hatte er noch nie gesehen. Die ganze Landschaft bestand aus einem großen Feld mit einem großen, gelblich roten Fleck in der Mitte. Ein köstlicher Duft erfüllte die ländlich frische Luft. Als Huie näher kam, entdeckte er, daß der Geruch von Pfirsichen herrührte, die auf Brettern in der Sonne trockneten. Männer gingen, mit irgend etwas beschäftigt, dazwischen hin und her, und gegenüber, vor einem Haus, sah Huie auch einige Frauen. Die ganze Welt schien voll zu sein von Pfirsichen.

Nun, das war eigentlich kein übler Ort, wo ihn Onkel Ting hingebracht hatte, wenn er nur gewußt

[103] hätte, was er hier sollte.“ Da sah Huie ein großes Gebäude und aus demselben heraus ertönte das gleichmäßige Geräusch einer Maschine. Weiter hinten stand eine ganze Reihe weißer Zelte.

Aus einem derselben kam gerade ein kleiner Amerikaner gesprungen, der ungefähr in Huies Alter war. „Halloh! Kommst du auch, um zu arbeiten?“ rief er diesem zu. Huie wagte nicht, ihm zu antworten. Der weiße Knabe aß einen Pfirsich, und er warf Huie auch einen zu. Aber er fiel auf den Boden, und Onkel Ting stieß das Kind weiter vorwärts.

Da kamen sie an das Gebäude, aus dem Huie das Geräusch gehört hatte. Es war ein großes, altes, halb zerfallenes Haus. Draußen lagen allerlei chinesische Kleidungsstücke und Sachen, denn drinnen waren viele Chinesen bei der Arbeit. Endlich erfuhr Huie, was er für den Onkel arbeiten sollte und erblickte sein zukünftiges Arbeitsfeld. Onkel Ting ging mit ihm in das Haus. Da standen in Reihen viele Bänke und Tische, die fast ein Drittel des großen Raumes einnahmen. Auf den Bänken saßen weiße Frauen und Mädchen und zerschnitten Äpfel und Pfirsiche, und ab und zu saß auch ein Knabe unter den Frauen. Einige Mädchen zerstampften Pflaumen.

Ein lauter, gleichmäßiger Lärm erfüllte den ganzen Raum. Huie entdeckte auch bald die Ursache

desselben: nämlich eine große Maschine, die in einer Ecke stand. Sie wurde von Männern gedreht und hatte den Zweck, Äpfel und Pfirsiche zu zerquetschen.

[104] Ein Mann steinte Pflaumen aus und warf sie in einen Kessel, aus dem sie dann wieder durch Öffnungen herausgingen.

Weiter ging Huie mit seinem Begleiter zu einem andern Teil des großen Raumes, in welchem die Früchte eingemacht wurden. Hier standen Mädchen und Knaben in langen Reihen und füllten die Früchte, so schnell wie sie's nur konnten, in Büchsen, die auf Brettern aufgestellt waren. Eine große Menge von Büchsen standen schon aufgestapelt da, und einige Chinesen waren damit beschäftigt, sie zu verlöten. Die fertigen Büchsen kamen dann auf eine Art Tisch, der aus zwei langen Brettern bestand und unten Räder hatte. Wenn er voll war, rollte ihn ein Chinese zu einem großen, rechtwinkligen Behälter mit heißem Wasser.

Über demselben befand sich ein Rad, das mit einem breiten, eisernen Reifen umgeben war, der eins der beiden Bretter aufnahm. Er führte es bis über den Wasserbehälter und ließ dann das ganze, schwere Brett mit allen Büchsen in das kochende, aufzischende Wasser fallen. Nach fünf Minuten wurden dann die Büchsen herausgeholt.

Onkel Ting mußte mit den andern Chinesen zusammen Büchsen verlöten. Huie selbst mußte Bretter mit zerschnittenen Äpfeln nach draußen zu den Mädchen tragen oder, wenn er dabei nicht gebraucht wurde, die Bretter mit den verlöteten Büchsen nach dem großen Wasserkessel schieben.

„Ich bekomme alles Geld, was du verdienst,“ sagte Onkel Ting, „du kriegst nie einen Pfennig davon zu

[105] sehen.“ Das Kind antwortete nicht. „Später schicke ich dann deine Mutter nach China zurück, du wirst sie nie wiedersehen. Sie soll nie eine Jesus-Frau werden. Dich behalte ich- immer hier, und du mußt für mich arbeiten. Auch Klein-Lin siehst du nie wieder.“

Noch immer gab Huie keine Antwort. Es war entsetzlich heiß und laut in dem Arbeitsraum. Dem Knaben war das Herz so schwer und es tat ihm so weh, als ob es entzwei brechen müßte. Er zweifelte nicht daran, daß Onkel Ting all seine Drohungen wahr machen würde, ja daß er sogar für Huies verdientes Geld Mutter und Klein-Lin nach China schicken würde.

„Ach, wenn doch Vater zurückkäme!“

Onkel Ting gab ihm einen Stoß. „Marsch, an die Arbeit!“ schrie er ihm zu.

Huie stürzte in die Vorhalle, wo die Dampfmaschine stand. An einem Ende derselben befand sich eine Öffnung, aus der die getrockneten und zerstampften Apfelstückchen in einem großen Strom herauskamen. Ein Inder, der die Maschine handhabte, zeigte dem Knaben, wie er die Apfelstückchen in Kisten und auf Brettern auffangen müsse.

Wie gut war's für den kleinen Chinesen-Jungen, daß er tüchtig laufen und arbeiten mußte, er wäre sonst vor lauter Jammer und Herzleid zusammengebrochen.

Dann mußte er die Büchsen mit den Apfelstücken zu den Mädchen draußen an den Mulden schleppen. Eins der Mädchen lächelte dem kleinen Chinesen freundlich zu. Ach, wie sehnte er sich darnach, sein Gesicht in ihrer Schürze zu verbergen und sich nach Herzenslust auszuschluchzen.

[106] Wieder und wieder jagten dieselben Gedanken durch seinen armen, müden Kopf. „Sollte Mutter wirklich nach China gehen? Sie würde dort nie von Jesus hören – nie eine Jesusfrau werden. Huie mußte schnell groß und ein Mann werden, dann konnte er selber herüberfahren und nach Mutter sehen und ihr und den andern Chinesen vom Heiland erzählen. Wie hatte Vater dafür gebetet, das Mutter eine Christin werden sollte!“

Nach mehreren schweren Arbeitstagen war der Sonntag herangekommen und das Arbeitshaus geschlossen. Von Zeit zu Zeit ertönte durch das kleine Dörfchen der Ton einer Glocke. Oben auf einem Hügel stand eine weiße Kirche.

Auch Huie hörte die Glockenklänge, und neue Hoffnung kam in sein armes, gequältes Herz. „Hier gab es Jesus-Leute.“ Ängstlich sah er sich nach Onkel Ting um.

Ganz leise machte sich Huie fertig und schlüpfte von dannen. Einer der andern Chinesen aber sah ihn doch fortgehen.

Eine Menge von Kindern kletterten schon den Berg hinauf zur Sonntagschule. Huie folgte ihnen und setzte sich ganz schüchtern hinten in eine Ecke.

„Seht den kleinen Chinesen, seht den kleinen Chinesen,“ flüsterten die weißen Kinder einander ins Ohr. Die Leiterin der Sonntagschule kam zu Huie und lächelte ihn an: „Komm, ich bring dich hier in diese Knabengruppe,“ sagte sie. Huie folgte ihr. Auch die Lehrerin der Knaben war eine Frau. Sie gab Huie freundlich die Hand und räumte ihm einen Platz ein.

[107] „Wirst du nun jeden Sonntag kommen?“ fragte sie ihn lächelnd.

„Jeden Sonntag?“ Huie schwieg. Was würde Onkel Ting mit ihm machen, allein schon, weil er nur diesmal gekommen war?

Der Kindergottesdienst nahm seinen Anfang und Huie lebte ordentlich auf. Ganz warm und fröhlich wurde es ihm ums Herz. Die andern Knaben zogen ihn während des Gottesdienstes am Zopf; einer band sogar seinen Zopf an einen Stuhl. Der Knabe aber, der ihm damals den Pfirsich zugeworfen hatte, sagte: „Laß ihn in Ruhe oder ich sag's der Mutter.“ Huie merkte, daß „Mutter“ die Leiterin der Sonntagschule war. „Wie wundervoll mußte es sein, eine christliche Mutter zu haben.“ dachte er.

Dabei tauchte doch wieder in seinem Herzen die Sehnsucht nach der Mutter auf, wenn sie auch noch keine Christin war. Sie war ja alles, was er hatte und Onkel Ting sagte, er würde sie nie wiedersehen.

Als die Sonntagschule zu Ende war, kam auch der Pastor zu Huie und gab ihm die Hand. Er war ein großer, freundlich aussehender Mann und lebte mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn in einem Zelt neben der Kirche. Huie sah das Bübchen.

„Weißt du etwas von Jesus?“ fragte ihn die Frau des Geistlichen. Der kleine Chinese nickte mit dem Kopf. „Ich – Jesu-Schäflein“, sagte er. „Wirklich?“ erwiderte die Frau des Pastors überrascht.

Sie ließ ihn während des Gottesdienstes neben sich und ihrem kleinen Jungen sitzen. Einmal griff das Bübchen

[108] nach Huies Hand, und es fühlte sich gerade so an wie Klein-Lins dicke kleine Händchen zu Haus. Es war Huie, als ob ihm etwas die Kehle zuschnürte und er müsste es mit Gewalt herunterschlucken.

Der Pastor predigte, und die Leute sangen. Huie verstand nicht alles, aber er fühlte sich sehr glücklich. Plötzlich hörte er eine Stimme in seinem Herzen: „Wenn du ein kleiner Jesusjünger bist, dann mußt du Onkel Ting vergeben.“

Welch ein Kampf begann in dem Knabenherzen. Er versuchte nicht mehr, zu verstehen, was der Pastor sagte. Er hatte genug mit sich selbst zu tun. Nach und nach fing er an, still für sich zu beten: „Jesus hilf mir, Onkel Ting zu vergeben.“

Des Pastors dickes, kleines Bübchen ließ seinen Kopf auf Huies Arm sinken und schlief ein; und Huie betete weiter: „Ja, er wollte Onkel Ting vergeben, und wenn er auch solch ein hartes Herz hatte, – der arme Onkel würde ja niemals in den Himmel kommen, wenn er es nicht bereute, daß er so böse war. Huie wollte nach Haus gehen und einen recht schönen Reis für ihn kochen.“

[109] Die Versammlung war zu Ende, und Huie stürzte nach Haus. Sein Herz war noch ganz voll. Er freute sich so, weil er nun vergeben konnte.

Aber Onkel Ting war inzwischen aufgewacht. Sowie der Knabe hereintrat, ergriff er ihn. „Du – in der Kirche gewesen?“ Schrie er wütend. „Nie sollst du wieder in die Jesuskirche gehen!“ Dabei schlug er auf Huie los, bis einer der Chinesen das Kind von ihm fortriß. Wenn es noch weiter so mißhandelt wurde, konnte es ja morgen nicht arbeiten; Onkel Ting würde dann Geld verlieren.

Schluchzend kroch das mißhandelte Kind in eine Ecke und legte sich auf ein Bündel Stroh. Aber selbst da mußte es immerzu an die Sonntagsschule denken und an alles, was es da gehört hatte: „Vater, vergib ihnen, denn sie willen nicht, was sie tun,“ klang's ihm noch in den Ohren. Der Pastor hatte ihnen erzählt, wie der Heiland so betete.

Die ganze nächste Woche arbeitete Huie treu in dem heißen Arbeitsraum. Da kam der nächste Sonntag heran, und Onkel Ting lag wie gewöhnlich am Sonntag im Opiumschlaf. Wieder ertönte von dem kleinen Hügel herab die Kirchenglocke.

Furchtsam blickte Huie auf den schlafenden Onkel. Die Striemen und Flecken vom vergangenen Sonntag schmerzten noch immer. Aber – die Glockenklänge lockten ihn, und Huie machte sich doch wieder fertig und ging zu der kleinen, weißen Kirche oben auf dem Hügel.

[110] Die Knaben in der Sonntagsschule lachten ihn an. Niemand wußte es ja, daß er Schläge bekommen hatte, weil er in der Sonntagsschule gewesen war.

Heut war Missionssonntag. Huie wußte nicht, was das bedeutete; aber die Lehrerin hatte eine ganze Menge kleiner Büchsen. Sie nannte sie „Hellerbüchsen“, und jedem Knaben gab sie eine solche Büchse. „Ihr verdient fast alle etwas drüben im Arbeitshaus,“ sagte sie, „wollt ihr da nicht einen Heller von eurem verdienten Geld in die Büchse stecken und so mithelfen, daß Missionare nach China geschickt werden können?“ Sie erklärte es ihnen weiter, und Huie hörte aufmerksam zu, um etwas davon zu verstehen. Weiße Leute sollten nach China herübergehen, um den Chinesen dort von Jesus zu erzählen. Wenn er nur etwas von seinem Geld bekommen und in die Büchse stecken könnte! Wie schön wär's, wenn Huies verdientes Geld mithelfen würde, daß gleich eine Missionarin hinter Mutter hinterher geschickt werden könnte, wenn Onkel Ting sie nach China schicken würde. Dann würde Mutter doch von Jesus hören und brauchte nicht warten, bis Huie ein Mann war.

Er drückte seine Hellerbüchse fest an sich. Wenn er nur etwas von seinem verdienten Geld bekommen könnte, dann sollte sie schon bald voll werden. Doch er wußte, daß Onkel Ting ihm niemals etwas geben würde, niemals!

Die Lehrerin glaubte zwar nicht, daß Huie sie verstanden hätte, aber sie gab ihm doch, wie jedem der Knaben, eine Büchse, um ihm nicht weh zu tun.

[111] Nach der Kirche warfen sich ein paar Knaben mit ihren Büchsen, ja einer von ihnen trat sogar auf seine Büchse, so daß sie entzwei ging; aber Huie versteckte sein Kleinod sorgfältig in seinem Ärmel. Angsterfüllt erreichte er das Haus, und sein Herz sank, als Onkel Ting bereits wieder aus dem Schlaf erwacht war. Aber diesmal wurde er nicht geschlagen. Zitternd ging das Kind in den nächsten Raum. Onkel Tings Augen hatten ihn so heimtückisch und böse angeblickt.

Doch der nächste und der übernächste Tag vergingen und nichts geschah. Wollte Onkel Ting ihn denn diesmal gar nicht bestrafen, weil er wieder in die Jesuskirche gegangen war? Es wurde ihm schon etwas leichter ums Herz.

Eines Abends waren Huie und Onkel Ting ganz allein im Arbeitsraum, alle andern waren schon nach Haus gegangen.

Bis um neun Uhr hatten die Mädchen an den Mulden gestanden und nun mußten die Fußböden gereinigt werden. Irgend jemand hatte eine halbe Kiste Blaubeeren verschüttet, und Huie hatte den Saft vom Boden abgewaschen und dabei tüchtig gerieben und gescheuert, bis der Fleck ganz weg war. Er war sehr müde nach diesem schweren Tag.

Er stand da und betrachtete noch einmal mit prüfendem Blick seinen Fußboden. Da ergriffen ihn plötzlich zwei starke Arme und Onkel Ting trug ihn zu dem großen, tiefen Kessel mit heißem Wasser. Ehe er sich's versah, war er an dem mächtigen Rad über dem Kessel fest gebunden,

[112] und ehe der Knabe noch zur Besinnung kam, schwebte er über dem kochenden Wasser.

Ein entsetzlicher Schrei entrang sich seiner Brust, als das sich drehende Rad ihn immer mehr der heißen Wasserfläche näherte, gerade als ob er weiter nichts sei als eine Schicht Büchsen.

Aber das Rad hielt an, und zwar so, daß Huies Gesicht nach unten gerichtet war. Ein leichter Dampf stieg vom Wasser auf.

„Bist du ein Christ?“ fragte Onkel Ting. „Ja,“ antwortete Huie. Onkel Ting drehte das Rad etwas weiter, und Huies nach vorn gefallener Zopf tauchte ins Wasser.

Der Knabe kämpfte, um sich über dem Wasser zu halten. Nun berührte es schon seine Hände. O, wie weh es tat! Das Wasser war so furchtbar heiß!

Onkel Ting drehte das Rad wieder ein klein wenig zurück. „Willst du wieder zu den Göttern beten?“ schrei er.

„Nein,“ antwortete Huies zitternde Stimme.

Herunter schwang ihn das Rad. Seine über dem Kopf zusammengebundenen Hände tauchten ganz im Wasser unter.

Nein, es konnte — konnte nicht sein, daß Onkel Ting ihn in dem kochenden Wasser ertränken wollte! Huie schrie, so laut er konnte. Onkel Ting hob ihn wieder ein wenig empor.

Doch da ertönte das Geräusch herbeieilender Schritte und der Ruf: „Hier, hier! Was gibt es? Was geht hier vor?“

[115] Es war der Oberaufseher, der aus irgendeinem Grunde zurückgekommen war und nun auf Onkel Ting zusprang und ihn zu Boden warf. Dann verlor Huie die Besinnung.

Als er wieder zu sich kam, lag er in des Pastors Zelt, und die Frau Pastor weinte und verband ihm die Wunden, und ihr Bübchen streichelte Huies Gesicht mit seinen dicken kleinen Fingerchen, die sich anfühlten wie Klein-Lins.

„Du armes, armes Kind,“ sagte die Freundliche Frau zu dem Knaben. Huie lag da und kämpfte mit den Tränen. Im ganzen Körper fühlte er entsetzliche Schmerzen.

„Du brauchst keine Angst zu haben, du bleibst hier bei uns. Der Oberaufseher hat deinen Onkel entlassen.“ Fuhr die Frau Pastor fort.

Da packte eine neue Angst den Knaben. Gewiß würde Onkel Ting sich nun an Mutter und Klein-Lin rächen und ihnen irgendein Leids antun oder sie nach China zurückschicken. Unter Zittern und Schluchzen versuchte er, seiner Furcht Ausdruck zu geben.

„Wo wohnt dem deine Mutter?“ fragte der Pastor, und Huie versuchte, den Ort zu beschreiben und den kleinen Raum, in dem Mutter und Klein-Lin lebten.

Am nächsten Morgen ging der Geistliche fort. – Als er nach einiger Zeit wiederkam, brachte er gute Nachrichten. Er hatte Huies Mutter und Klein-Lin wirklich gefunden. Sie waren nun sicher in einem Missionshaus untergebracht, und Vater würde sie dort finden, wenn er zurückkäme. Ja, auch der Pastor glaubte ganz fest, daß

[116] Gott den Vater behüten und wieder nach Haus bringen würde.

Wenn Huie wieder ganz gesund sein würde, dann sollte er weiterarbeiten, und einen Teil von dem verdienten Geld durfte er dann für Mutter und Klein-Lin in das Missionshaus schicken. Und er durfte auch mit dem Pastor, seiner Frau und dem dicken, kleinen Bübchen in dem schönen Zelt wohnen.

Oh, wie herrlich war das alles! Ganz atemlos lauschte Huie all den wunderschönen Neuigkeiten. Sein Herz jubelte bei all den herrlichen Zukunftsaussichten. "Mutter und Klein-Lin im Missionshaus! Oh, Mutter würde dort von Jesus hören! Und Klein-Lin würde Lieder und Verse Lernen! Und wenn Vater zurückkam, war Mutter vielleicht schon eine Jesus-frau!" – – –

## Nur Ein Prinz von Korea

This text was prepared for the Sophie site by Professor Cindy Brewer's Fall 2007 German 201 class at Brigham Young University: Tessa Bartlett, Alyssa Bluemel, Ashley Deever, Julie Duke, Jennifer Hansen, Joey Hewitt, Jana Hill, Sebastian Hoffman, Rachel Hynes, Lisa JoLynn Jensen, Peter Konneker, Ann Lewis, Leslie Parrott, Alixe Powell, Leilani Ratliff, Clare Smith, Claire Sorensen, Lorien Stice, Brittini Vogeler, Rebekah Wilson, and Timothy Wright.

[13]

Nur Ein Prinz von Korea

[Taken from: Heidenkinder in Jesu Licht. Missionsgeschichten mit Bildern von Frieda Pfinzner. Basler Mission Zürich. Frankfurt a. M., Verlag Orient 1912]

Es war Winter, und der Schnee lag auf den Straßen und glitzerte im Sonnenschein. Die sonst so eintönig langweiligen Häuser sahen blendend weiß aus, als ob ein Zauberstab sie berührt hätte. – Die Stadt, von der hier die Rede ist, heißt Soeul und ist die Hauptstadt von Korea – die Alten nannten es „das Land der Morgenruhe“. Soeul ist eine ganz merkwürdige alte Stadt mit ihren seltsamen Stroh- oder Ziegelbedeckten Häusern, und die Menschen auf den Straßen laufen auch in ganz eigenartigen weißen Gewändern umher.

Aber nicht von der Stadt und auch nicht von ihren Bewohnern im allgemeinen will ich euch erzählen, sondern von einem ganz bestimmten kleinen Knaben, der als der Sohn des Kaisers von Korea im Kaiserlichen Schloß von Soeul geboren worden ist und nun neun Jahre alt war. Das wußte er aber alles nicht – und auch gar nichts vom Heiland, und das heut gerade der 24. Dezember und Jesu Geburtstag war; denn er war ja nur ein kleiner Heide.

Augenblicklich war er recht schlechter Laune, denn es war auch ein ganz besonders langweiliger Tag. Überall

[14] lag Schnee. Er durfte nicht wie sonst auf die Wälle hinausgehen, die das Schloß umgaben. Von drei Offizieren, seiner Leibwache, behütet, musste er in seinen Gemächern bleiben – Er konnte es kaum noch aushalten. Drei Männer, die immerzu auf ihn aufpassten! Manchmal waren es sogar noch mehr! Wenn er hinausginge sagten sie, dann würde sein grüneidener Rock vom Schnee nass werden und seine seidene Schuhe verderben. Ja, es war wirklich langweilig, ein Prinz zu sein. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, da durfte er ungehindert das Schloss verlassen und nach der nächsten Häusergruppe hinübergehen. In Korea stehen nämlich meist zwei Häuser zusammen. Sie sind dann von einer hohen Steinmauer umgeben und so von der Straße mit ihrem Schmutz und den vielen Bettlern und Hunden abgeschlossen. Jedes Besitztum hat solch eine Umfriedigung, selbst das allerärmste ist wenigstens von einer Hecke umgeben.

Es war Jedermal ein Fest für den kleinen Prinzen gewesen, wenn er zu dem nächsten Häuserkomplexe

hinübergehen durfte, besonders als die englischen Soldaten dort stationiert waren und ihn zeigten, wie man Fußball spielt. Und dann war da ein kleiner amerikanischer Junge, der Sohn des Missionars.

„Der hatte es auch gar zu gut,“ dachte unser Prinz, „er durfte einfach in den Schnee und Schmutz fallen, und dann stand er ganz fröhlich wieder auf und klopfte sich ab und lachte.“ Das war nun alles – gewesen. Seitdem dies andre fremde Volk nach Korea gekommen war, hielt man das einzige Tor der königlichen Mauer stets verschlossen, und seine Spaziergänge

[17] beschränkten sich auf die Wälle und die allernächste Umgebung des Schlosses.

In einem andern Stadtteile gab es noch ein Schloss, und das mochte der kleine Prinz ganz besonders gern. Aber es stand jetzt leer, nur ein paar Wächter wohnten drin, und die steinernen Drachen, die den Eingang bewachten, sahen ordentlich gelangweilt aus.

„Wäre ich doch jetzt Kaiser,“ dachte der Prinz, „dann würde ich in dem Schloss da drüben wohnen und immerzu tun, wozu ich gerade Lust habe!“ – Nicht dass er den Wunsch hatte, sein Vater und sein Bruder, der Kronprinz, möchten sterben; ach nein! Aber er war von dem täglichen Einerlei so entsetzlich müde und sehnte sich nach Abwechslung.

Unter ähnlichen Gedanken wanderte er rastlos von einem der prächtig mit orientalischem Luxus ausgestatteten Gemäcker ins andere. Dann begab er sich auf die große Veranda und sah hinaus.

Außerhalb der Mauer auf der anderen Seite der Straße stand auf einem kleinen Hügel ein Haus aus Ziegelsteinen. Es trug den Namen „Ewa Haktang“ (Mädchenschule). Es gehörte einer Missionsgesellschaft, und mehr als zweihundert Mädchen wurden alljährlich dort dem finsternen Heidentum entrissen und lernten den Heiland und den Weg zum Glück kennen.

Im Hintergrunde sah man in weiter Ferne einen mächtigen Berg, den Nam San, dessen riesenhafter weißer Gipfel in der Sonne leuchtete.

Aber der kleine Prinz achtete nicht auf all das. Immer wieder sah er sehnsuchtsvoll nach der rechten

[18]Seite – nach jenem kleinen Häuserkomplexe mit dem Fußballplatz und dem glücklichen Missionarssohn.

Einer der Offiziere berührt ihn an der Schulter und bemerkte, daß es draußen kalt sei. Der kleine Prinz sah ihn finster an und antwortete: „Geh’ rein, wenn du frierst.“ Ungeduldig und hastig flocht er sein Haar, das ihm aufgegangen war, wieder zu einem Zopf und band ihn mit einem Band unten zusammen. Dann lief er nach der Steinernen Mauer, wischte den Schnee herunter und blickte hinüber nach der „Höheren Schule für verheiratete junge Frauen der Aristokratie von Korea“, die von einer amerikanischen Missionarin geleitet wurde.

So stand der kleine Prinz lange in der Kälte draußen auf der Veranda, hinter sich die sehr grimmig dreinschauende „Leibgarde,“ bestehend aus drei Männern und drei Frauen. Wäre er ihr Junge gewesen, so wär’s ihm wohl jetzt schlecht ergangen; aber da er’s nicht war, sondern der Prinz von Korea, so konnten sie weiter nichts tun, als vor sich hin brummen und knurren, und das auch noch nicht einmal allzu laut, denn wenn „Seine junge Majestät“ es merkte, dann konnte er sie nicht nur aus dem Palast, sondern überhaupt aus der Welt verschwinden lassen.

Aber unser kleiner Prinz dachte jetzt nicht im mindesten an seine Leibgarde. Seine Gedanken beschäftigten sich mit etwas ganz anderem. „Was war das doch nur?“ murmelte er vor sich hin, „der Missionarsjunge erzählte mir einmal von einem ‚Jea-su Tan-ill-lall,‘ aber was war das nur? – Es war ein Tag, ungefähr um diese Zeit des Jahres. Für all diese Jesus-Leute

[19] war es ein Feiertag und für die Kinder in den „Jesus-Kirchen“ war’s eine besonders gute Zeit. – Er war ja doch ein Prinz! Konnte er’s nicht auch einmal so gut haben?“

Die Steinmauer, auf die er sich mit den Armen stützte, wurde immer kälter – das laute Murren der Leibwache schreckte ihn aus seinen Gedanken und trieb ihn zum Handeln. „Seid ruhig, ihr Leute!“ rief er in befehlendem Tone. „Hört, ich will jetzt mit der „Pouin,“ (Dame) da drüben sprechen. Ruft mir den Torwächter herbei, der immer um die Mauer der Schule herumgeht,“ wandte er sich dann an den dicksten Offizier, der die lauteste Stimme hatte.

„Yebo! Yebo!“ (Halloh! Halloh!) Schallte es sofort herüber. Der Torhüter blickte auf – fast starr vor Schreck beim Anblick dieser „kaiserlichen Gesellschaft“. „Nan, nan!“ (ja, ja) antwortete er und stand im nächsten Augenblick auf der kaiserlichen Mauer und sah fragend und ängstlich auf den jungen Prinzen und sein Gefolge.

„Geh’, Torhüter,“ sagte der Prinz hastig, „geh’ und ruf’ mir deine Herrin, die fremde Dame von da drüben.“ „Ja ja, ich gehe schon, Euer Majestät!“

Zitternd eilte er von dannen, und man hörte noch von weitem das Klappern seiner Holzschuhe auf dem hartgefrorenen Wege.

Nun wurde es dem „Gefolge“ doch etwas unheimlich zu Mute. Die älteste Dame desselben machte dem kleinen Prinzen allerlei Vorstellungen und hat ihn, ins Haus zu gehen wegen der Kälte draußen. Aber er gebot ihr Schweigen, und als sie von neuem anfang, fuhr er sie an:

[20] „Langweile mich nicht mit deinem Gerede; ich friere nicht mit all den wollenen Kleidern.“

In diesem Augenblick kam auch schon die fremde Missionarin, eine liebliche, schlanke Erscheinung in einfacher Kleidung nach amerikanischer Mode; über die Schultern hatte sie hastig einen Mantel geworfen.

Der Sitte des Landes gemäß wandte sie sich an eine der Frauen im Gefolge des Prinzen – denn in Korea dürfen Männer und Frauen nur zueinander reden wenn sie derselben Familie angehören. – Aber das gefiel dem kleinen Prinzen nicht; und als er die Missionarin in der Sprache seines Landes reden hörte, wandte er sich an sie mit den Worten: „Bitte sprich mit mir, ich muß dich etwas fragen. Du sprichst ja in meiner Sprache, bitte sprich zu mir.“

In seiner Stimme lag etwas von Hochachtung, und seine Worte waren höflich.

Die Missionarin wendete sich zu ihm und sagte: „Ja Euer Majestät, ich kann ein klein wenig Eure Sprache sprechen, aber ich weiß nicht, wie man zu einem Prinzen redet und ich kenne nicht die Etiquette am kaiserlichen Hof.“

„Ach, das schadet nichts,“ antwortete der kleine Bursche und seine dunklen Augen funkelten dabei ordentlich vor Eifer und Neugier. „Hör’, Pou-in, wann ist der große Tag der Jesus-Leute der „Jea-su Tan ill-lall“? Oh ja, jetzt fällt mir auch ein, was der Name bedeutet; es ist „Jesu Geburtstag“. Schnell, schnell, sag’ mir, wann der Tag ist und was ihr da in euren Kirchen tut.“

[21] Die Missionarin sah etwas erstaunt aus, als sie lächelnd antwortete: „Des Heilands Geburtstag, kleiner Prinz, ist morgen, und wir tun da vielerlei in unsern Kirchen. Können Sie nicht die Erlaubnis bekommen, unserer Weihnachtsfeier in der Kirche da drüben neben der „Ewa-Schule“ beizuwohnen?“

Das Gesicht des Knaben verfinsterte sich. Er schüttelte mit dem Kopf: „Ich bin nur ein Prinz,“ sagte er, „ich bin nicht wie die andern Jungen hier; und jetzt darf ich nicht einmal so weit aus dem Schloß hinausgehen wie früher. Aber sag’, Pou-in, kannst du denn nicht solch einen „Jesus-Geburtstag“ für mich dort drüben in dein Zimmer bringen?“ – Und er lief an der Mauer entlang, bis er gegenüber von ihrem Fenster stand.

„Sieh,“ fuhr er dann fort, „wenn du deine Fenster weit aufmachst, blicke ich gerade in dein Zimmer. Und wenn du morgen einen „Jesus-Geburtstag“ hineinstellst, dann kann ich ihn von hier aus gerade sehen. – Bitte, bitte, gib mir doch einen.“

Die Missionarin sah etwas erschrocken aus und schwieg einen Augenblick. Doch die braunen Augen des Knaben blickten sie flehentlich an. Da antwortete sie schnell: „Sie werden sich erkälten, wenn Sie da draußen stehen, und Ihre Mutter würde böse sein. Ich weiß auch nicht, wie ich einen „Jesus-Geburtstag“ in mein Zimmer bringen soll. Dazu gehört eine „Gemeinde“ und“ – – „Ach,“ unterbrach sie hier der Prinz, „dass ist weiter kein Hindernis, „da ist ja schon die Gemeinde,“ und dabei zeigte er mit majestätischer

[22] Handbewegung auf die drei halb erfrorenen Offiziere und die drei Frauen seines Gefolges, die mit ihren unglücklichen, verächtlich mürrischen Gesichtern der „Jesus-Gemeinde“ da drüben in der Kirche sehr wenig ähnlich sahen.

Die Missionarin unterdrückte ein Lächeln, als der Knabe eifrig fortfuhr: „Hör’, Pou-in! Ich habe noch nie in meinem ganzen Leben einen „Jesus-Geburtstag“ gehabt, und wenn du ihn mir morgen nicht gibst, dann werde ich ihn nie, nie haben! Ich bin ja nur ein kleiner Prinz, aber einen einzigen „Jesus-Geburtstag“ muß ich haben, so wie die andern Jungen.“

Die Missionarin konnte der Bitte nicht widerstehen. „Ja, Euer Majestät,“ sagte sie, „ich will’s versuchen; aber ich fürchte, ich kann nicht viel tun.“

Sie wollte sich eben wegwenden, da ertönte von neuem des Knaben Stimme: „Pou-in!“ rief er, „ich hab’ gehört, daß ihr zum „Jea-su Tan ill-lall“ immer einen „san-namoo“ (Tannenbaum) habt mit komischen Früchten aus Amerika daran. Meine Diener hier sollen den Baum holen, und nicht wahr, du bringst die Früchte für meinen „Jesus-Geburtstage“.

„Gut, gut,“ lachte die Missionarin, „ich werde tun, was ich kann. Aber jetzt muß ich heimgehen; es ist so kalt, und ich habe noch viel zu tun. Also auf Wiedersehen morgen!“

Sie eilte ins Haus, und der kleine Prinz kehrte in seine Gemächer zurück.

Die eben gegründete, verächtlich grollende Gemeinde folgte ihm. Brummend hockten sie in zwei

[23] Gruppen zusammen und schüttelten traurig ihre Köpfe und sprachen flüsternd miteinander. „Was war das nur wieder für eine Laune! Er, ein Prinz von Korea, sprach mit einer Christin! Seine einzige, religiöse Pflicht war’s doch, in den Tempeln zu beten wie seine Vorfahren! Würden die Götter nicht beleidigt sein und würde nicht Unglück im Palast einkehren! Eigo! Eigo!“ jammerten sie. „Was für ein törichter Knabe!“ Aber wer hatte wohl den Mut, sein Leben aufs Spiel zu setzen und der kaiserlichen Mutter Mitteilung davon zu machen! – –

Der nächste Tag graute – ein bitterlich kalter Wintertag; da öffnete sich die Tür des kaiserlichen Palastes, und ein kleiner Knabe trat heraus, von Zeit zu Zeit den ihm folgenden, vor Kälte zitternden Offizieren Befehle gebend.

„Du gehst hier entlang und rufst den langweiligen Torwächter da drüben! Sag’ ihm, dass er gleich die Missionarin heraussuft! – Und du bleibst hier stehen,“ wandte er sich an einen anderen, „und wenn du die fremde Frau herauskommen siehst, dann rufst du mich schnell!“

Die beiden Offiziere gehorchten, während der kleine Prinz in der äusseren Halle wartete, mit drei verschlafen aussehenden Frauen und einem verächtlich dreinschauenden Mann im Gefolge.

Ein lautes Klopfen an der Tür schreckte die Missionarin aus ihren träumen empor. „Was gibt’s?“ fragte sie. Eine mürrische Stimme antwortete: „Pou-in, der Prinz, und die Offiziere sind draußen an der Mauer,

[24] und er sagt, er will jetzt gleich seinen 'Jesus-Geburtstag' haben."

Die Missionarin stand auf. Durch ihren langen Aufenthalt im Orient hatte sie Geduld gelernt. Sei kleidete sich hastig an und ging hinaus.

An der Mauer fand sie den Prinzen und seine "Gemeinde". In dem Dämmerlichte erkannte sie nur undeutlich das strahlende, erwartungsvolle Antlitz des kleinen Knaben und die brummigen, blaugefrorenen Gesichter der Offiziere. Als der Knabe sie erblickte, sagte er schnell und in einem Atem: "Da sind wir, Pou-in, und da sind auch zwei 'namoo' (Bäume). Bitte, Pou-in, gib mir jetzt meinen 'Jesus Geburtstag'".

„Es tut mir so leid, kleiner Prinz,“ lautete die Antwort, „aber Sie müssen noch etwas warten. Ich bin gestern bis Mitternacht auf gewesen, weil ich so viel zu tun hatte mit den Vorbereitungen für den "Jesus Geburtstag" meiner Schülerinnen. Ich muss noch nach "Japtown" fahren, wo die vielen Kaufläden sind, und nach recht schönen Früchten suchen für den Tannenbaum. Wenn die Sonne gerade über unserem Kopfe steht; müssen Sie wiederkommen, dann ist's Mittag und viel warmer als jetzt".

Noch immer lächelnd, befahl sie dem Torhüter, die beiden vier Fuß hohen Tannenbäume, welche die Leibwachen grimmig über die Mauer geworfen hatten, ins Haus zu tragen. Mit einem „Danke schön, Pou-in“ ging der Knabe zögernd, aber noch immer mit dem erwartungsvoll eifrigen Ausdruck im Gesicht von dannen.

[27] Das Frühstück und die Morgenandacht waren beendet, allerlei Pflichten im Haushalt erledigt und die Weihnachtsbescherungen der Schülerinnen waren vorüber. Da gab die Missionarin dem Torhüter den Auftrag, einen „jiu-rikk-i-sha“ herbeizurufen, ein merkwürdiges, zweirädriges Fahrzeug, das anstatt von einem Pferde, von einem Mann gezogen wird. Sie stieg ein, und das menschliche Pferd brachte sie in schnellem Lauf nach „Japtown“, dem japanischen Stadtteil, wo fremde Waren zum Verkauf geboten wurden. Sie suchte nach Gold- und Silberschmuck für den Christbaum, nach Kerzen und Lichthaltern, Apfelsinen und Äpfeln. Wieder zu Hause angekommen, wurden die „Früchte“ für den Christbaum an kleine grüne Fäden gebunden und an den Zweigen befestigt. Dann wurden die beiden großen Tannenbäume in zwei mit hartem Schnee gefüllte riesenhafte Blumentöpfe gepflanzt und auf einen Tisch gestellt, direkt vor dem Fenster, das der Mauer am nächsten lag – und alles war fertig.

Gerade als die Sonne genau über dem Schloß stand und neugierig durchs Fenster auf die beiden Christbäume blickte, wurde die Tür des Schlosses aufgerissen, und der Knabe stürzte hinaus auf die Mauer. Die Offiziere und Frauen folgten, noch immer mit denselben, mürrisch verächtlichen Gesichtern. Der Torhüter hatte, einem geheimen Auftrage folgend, auf den Prinzen gewartet und lief nun schnell ins Haus, um die Missionarin zu rufen. Sie warf einen Mantel um ihre Schultern, band einen Shawl um den Kopf und zog ein paar warme Handschuhe an. Dann

[28] öffnete sie das Fenster und begrüßte den Prinzen und die übrige "Christgemeinde".

Der Knabe mit sorgfältig geflochtenem Zopf, in einem Rock aus hellgrüner Seide und in rosaseidenen Schuhen war ein lieblicher Anblick.

"Pou-in," redete er die Missionarin an, "Pou-in, sag' mir nun, was tut ihr zuerst an eurem "Jesus-Geburtstag"?"

"Oh, kleiner Prinz," lautete die Antwort, "wir "chan-une-how", "ki-tau-how" und "chun-dan-how", d.h. auf deutsch: wir singen, beten und predigen."

"Ich weiß, wie man betet," meinte der Prinz, "aber all das andre kenne ich nicht. Das muß du für mich tun."

Die Missionarin kämpfte mit dem Lachen; aber sie blieb ernst und antwortete: "Ich will's tun, so gut ich

kann. Aber nun müssen wir erst die Bäume ausschmücken.”

Bald war sie eifrig am Werke; sie steckte die Kerzen in die Lichthalter und befestigte den Christbaumschmuck und all die Äpfel und Apfelsinen an den Zweigen. Und während dessen erzählte sie dem kleinen Prinzen von Jesus, dem Friedensfürsten, von seiner Geburt, und wie er alle Menschen auf der Welt so lieb habe – auch den kleinen Prinzen von Korea.

“Pou-in,” unterbrach sie hier der Knabe, “das letzte ist nicht wahr, wenn dein Jesus mich lieb hätte, dann hätte er mir schon viel früher einen “Jesus-Geburtstag” geschenkt. Vielleicht liebt Er all die kleinen Kinder in

[29] den Kirchen, aber mich hat Er nicht lieb – ich bin ja nur ein Prinz, und ins Schloß ist er noch nie gekommen.”

„Ganz gewiss, kleiner Prinz, antwortete die Missionarin, “Jesus hat Sie lieb. Er hat schon so lange zu Ihnen kommen wollen; aber nun kommt er heute durch mich, um Ihnen zu sagen, dass er Sie lieb hat. Das ist ganz sicherlich wahr!”

Der Knabe antwortete nicht gleich. Er dachte darüber nach, ob man ihm wohl schon einmal gesagt hätte, dass die Götter in den Tempeln ihn lieb hätten. – Nein, das hatte er noch nie gehört.

Die Leibwache im Hintergrund fror, und einer von ihnen scharrte ungeduldig mit den Füßen. Der kleine Prinz wandte sich um und gebot seiner Begleitung, ins Haus zu gehen, wenn’s ihnen zu kalt sei und sein „Jesus Geburtstag“ ihnen nicht gefiele. Aber Sie hüteten sich wohl, diesem Befehl zu gehorchen. Sie wussten, dass ihr Kopf in Gefahr stand, wenn Sie diesen kleinen Jungen nur einen Augenblick allein ließen.

Und nun hatte die Missionarin ihre Arbeit beendet. Sie wandte sich um und sagte: „Kleiner Prinz, die Bäume sind nun ausgeschmückt, und Sie müssen jetzt ins Haus gehen und sich wärmen; ich hab’ noch viel heut zu tun. Kommen Sie am Abend wieder, wenn es geht. Dann will ich die Kerzen anzünden, und Sie bekommen den Rest von Ihrem „Jesus-Geburtstag“.“

Der kleine Junge klatschte glücklich in die Hände und verschwand dann nach einem langen, sehnsuchtsvollen Blick auf seine Christbäume im Schloß.

[30] Die Missionarin schloß das Fenster und bat Gott um seinen Segen für dieses erste Christfest des Prinzen von Korea.

Als der Abend dämmerte, wartete die Missionarin in dem Zimmer mit den Weihnachtsbäumen. Bald hörte sie einen eiligen Schritt draußen an der Mauer, und eine Kinderstimme rief: „Pou-in, Pou-in!“ Sie öffnete schnell das Fenster und nickte dem Knaben zu. Dann zündete sie die Kerzen am Christbaum an, und ihr strahlendes Licht fiel leuchtend auf all den Gold- und Silberschmuck und die Früchte am Baum und spiegelte sich in ihrem lieblichen Gesicht.

Der Knabe jubelte laut und klatschte fröhlich in die Hände, während die übrige „Gemeinde“ nur mürrisch vor sich hinbrummte. „Chown-ah! Chown-ah! E-poo-o!“ rief der Knabe. Das heißt ungefähr: „Wie wunderschön! Wie prächtig!“ Und dann zur Missionarin gewendet: „Und nun, Pou-in, gib mir den Rest von dem „Geburtstag“.“

„Gut,” sagte die Missionarin, „wir fangen jetzt an. Die Schülerinnen aus meiner Schule sind nebenan im Zimmer und werden mir helfen, ein „Jesus-Geburtstaglied“ zu singen.“ (Die Sitte des Landes erlaubt es nämlich nicht, die Mädchen und Knaben zusammen in einem Raum sind). Und dann fing sie mit lieblicher Stimme an: „Stille Nacht, heilige Nacht,“ und die Stimmen im Hintergrund fielen ein.

Als die letzten Töne verklungen waren, klatschte der Knabe von neuem in die Hände und sagte: „Pou-in, das war wirklich ein schönes Geräusch. Bitte, macht noch

[31] mehr davon.“ Lächelnd stimmte die Missionarin an: „O du fröhliche, o du selige“, und dann: „Ihr Kinderlein kommet“, und darauf entstand eine Pause.

„Oh, ein ganz herrliches Geräusch ist's!“ rief der Knabe. „Es gefällt mir sehr, sehr gut. Und nun kommt das letzte: das Beten und das Predigen. Schnell, schnell, tut das auch noch!“ Die Missionarin schwieg einen Augenblick etwas bestürzt – beten, predigen – wie sollte sie das nur machen? Sie blickte durchs Fenster auf die „Festgemeinde“ – nur ein aufmerksames, erwartungsvolles Gesicht strahlte ihr entgegen, all die andern runzelten die Stirn und blickten grimmig drein.

„Ach, kleiner Prinz,“ meinte sie da zögernd, denn ihr Glaube geriet ins Wanken, „die Predigt haben Sie ja schon gehabt. Ich erzählte Ihnen doch vom Heiland, als ich den Baum ausschmückte.“

„Dann hab' ich den Teil von meinem „Jesus-Geburtstag“ schon gehabt?“ fragte der Knabe. – Die Missionarin nickte bejahend mit dem Kopf. „Aber das „Beten“ hab' ich noch nicht gehabt,“ fuhr der Knabe fort. „Bitte, Pou-in, gib mir auch den Teil von meinem „Jesus-Geburtstag“!“

„Ich will gern beten,“ antwortete die Missionarin, „aber wissen Sie, kleiner Prinz, beten, das heißt, mit Jesus reden. Und Er freut sich nicht darüber, wenn wir's nicht mit Ehrfurcht tun. Wir neigen dabei immer unser Haupt.“

Gesagt – getan. Der Knabe wandte sich schnell an seine Leibwache: „Hört, ihr Leute,“ rief er, „neigt schnell eure Häupter!“ Dann wandte er sich wieder um und

[32] legte die behandschuhten Hände vors Gesicht – und in dieser Stellung blieb er. Dann beugte die Missionarin ihre Knie und betete aus tiefstem Herzen, einfach und kindlich. – Das Gebet war beendet, die Häupter erhoben sich. Angst und Schrecken malte sich auf den Gesichtern der Offiziere. Was hatten Sie getan! – Sie hatten zu dem Christengott gebetet! „Ei-go, ei-go, was sollte nun aus ihnen werden?“

„Bitte, Missionarin,“ bat jetzt der Knabe, „macht noch ein bisschen mehr von dem hübschen Geräusch!“ Und von neuem ertönten all die lieblichen Weihnachtslieder durch die Stille Winternacht – zum Entzücken des kleinen Prinzen. Immer wieder klatschte er in die Hände und brach in lauten Jubel aus.

Als der letzte Vers des letzten Liedes verklungen war, sagte die Missionarin lächelnd: „Nun, haben wir alle „Jesus-Geburtstagslieder“ aus unserem Buch gesungen. „Zu ihrer Überraschung antwortete der Knabe: „Das kann ich mir gar nicht denken, Pou-in, ihr habt doch sicher noch nicht alles gesungen.“

„Aber doch, kleiner Prinz,“ lautete die Antwort.

Das Gesicht des Knaben verfinsterte sich: „Pou-in,“ sagte er, „beim erstenmal habt ihr sechsmal hintereinander dasselbe Geräusch gemacht, und beim letztenmal nur viermal hintereinander. Wo sind die andern beiden Male?“ – Das erste Lied hatte nämlich sechs, das zweite nur vier Verse.

Erklärungen wären hier zwecklos gewesen. So sang denn die Missionarin mit ihren Schülerinnen die letzten beiden Verse des letzten Liedes noch einmal. Und der

[33] kleine Prinz nickte befriedigt mit dem Kopfe. Nun hatte er „alles“ gehabt.

Inzwischen waren die Kerzen am Baum heruntergebrannt. Die Missionarin löschte sie aus und fragte: „Nun, kleiner Prinz, hat Ihnen Ihr „Jesus-Geburtstag“ gefallen? Nun haben Sie ihn ganz und gar gehabt.“

„Oh, und ob er mir gefallen hat! Zu, zu schön war's! Ich wünschte, ein Prinz von Korea bekäme in jedem Jahr einen „Jesus-Geburtstag“. Aber sag', Pou-in, war das wirklich alles? 'Fehlt nicht noch etwas daran?“

Die Missionarin antwortete etwas verlegen: „Ich weiß nicht, was Sie meinen. Ich denke, es war alles.“

Darauf entstand eine Pause, und dann sagte der Knabe: „Pou-in, der Missionarsjunge hat mir erzählt, daß jedes Kind in euren Kirchen zu Weihnachten Geschenke bekommt; ich hab' kein einziges bekommen. Kann ein Prinz nicht auch ein Geschenk bekommen?“ –

Ja, er war ein Prinz; aber seine ganze Knabennatur kam jetzt zum Vorschein. Er wollte sein Geschenk

haben.

Ganz bestürzt erwiderte die Missionarin: „Ach, kleiner Prinz, ich würde Ihnen ja so gern ein Geschenk geben, wie den kleinen Knaben und Mädchen in der Kirche. Aber ich habe keins, was für einen kleinen Prinzen gut genug ist. Sie machen sich doch nichts aus all den Apfelsinen und Süßigkeiten.“

„Was!“ unterbrach sie der kleine Prinz hier hastig. „Gib mir nur recht, recht viel davon.“

„Ja,“ lautete die Antwort, „aber ich habe weiter gar nichts.“

[34] Der Knabe sah sie enttäuscht an: „Ich habe noch nie eine einzige solche goldene Frucht gehabt, wie sie dort am Baum hängen.“

Da wandte sich die Missionarin schnell um, löste all den Gold- und Silberschmuck von den Zweigen und gab sie dem jungen Fürsten. Sie hatten einen Wert von 50 Pfennigen.

Sorgfältig und mit ernster Miene gab er ein Stück nach dem andern den wartenden Offizieren. „Laßt keins davon fallen,“ sagte er drohend, „ihr bürgt mit euren Köpfen dafür. - Es sind meine ‚Jesus - Geburtstagsgeschenke‘.“ - Aber er zögerte doch noch einen Augenblick. Dann wandte er sich wieder an die Missionarin: „Pou-in,“ sagte er, „kannst du mir nicht eins von den Büchern schenken, in denen das ‚hübsche Geräusch‘ drin steht, was ihr gemacht habt?“

Freudig gab ihm die Missionarin eins der Liederbücher in der Sprache Koreas. Wie freute sich der Knabe darüber: nicht genug konnte er der Missionarin danken! Er hielt das Liederbuch ganz fest in beiden Händen, warf noch einen letzten langen Blick auf die beiden, jetzt kahlen Bäume - seine Christbäume; dann grüßte er die Missionarin nach höfischer Sitte und verschwand im Schloß, gefolgt von seiner „Leibwache,“ die ängstlich und sorgfältig den Christbaumschmuck in den Händen hielt.

Die Missionarin schloß das Fenster und ging nach ihrem eigenen Zimmer, um sich zur Ruhe zu begeben. Da weckte sie ein entsetzliches, aus dem Schloß kommendes Geräusch auf. Hastig warf sie wieder den Mantel über die Schultern und ging hinaus. Auf einer alten

[35] Kiste stehend blickte sie über die Mauer in eins der blendend erleuchteten Gemächer des Schlosses, aus dem das Geräusch kam. Die unerklärlichen Laute erinnerten sie unwillkürlich an das Geschrei eines ungehorsamen Jungen, der von seiner Mutter bestraft wird. Und dabei schlug ihr das Gewissen, weil sie sich schuldig fühlte. Aber ein Blick in das kaiserliche Gemach bewies zu ihrer Freude, daß ihre Furcht unbegründet war.

Da standen drei Männer, - der größte von ihnen hielt krampfhaft mit beiden Händen das kostbare Liederbuch, und drei Frauen, die dahinter standen, versuchten auch, mit in dasselbe einzusehen. Vor dieser Gruppe stand ein sehr eifrig und erregt aussehender kleiner Junge mit erhobener Hand - als ob er den Takt angäbe. Und dann hörte sie eine helle, erregt Knabenstimme: „Ich sag’s euch doch immerzu das ‚hübsche Geräusch‘ ist in dem Buch da drin, ihr müßt es da herausbekommen. Hab’ ich denn nicht gehört, wie die Missionarin es herausgeholt hat? Das was ihr macht, ist ein sehr „häßliches Geräusch.“ Nun versucht’s noch einmal und macht das „hübsche Geräusch“ oder ihr werdet sehen was mit euch geschieht!“

[36] Und von neuem beugten sich sechs verzweifelt und grimmig dreinschauende Gesichter über das Buch.

Die Missionarin kehrte in ihr Zimmer zurück. - Noch immer lag in ihren Ohren das eben gehörte ´Stille Nacht, heilige Nacht - von sechs verschiedenen Stimmen in sechs verschiedenen Tonarten gesungen. - Und doch klang’s ihr wie eine liebe Melodie. Und mit dem Gebet auf den Lippen: „Heiland, ich danke Dir, daß ich eine Missionarin in Korea sein darf,“ schlief sie ein.

# Eine afrikanische Prinzessin.

This text was prepared for the Sophie site by Professor Cindy Brewer's Winter 2007 German 201 class at Brigham Young University: Denise Avena, Jonathan Brimhall, Craig Cheek, Sarah Denzer, Shannon Francis, Kenneth Dunn, Kelly Garner, Efrain Gutierrez, Kristen Hopper, Cara Jones, Megan Lawrence, Daniela Michálková, Jennifer Mortensen, Julie Olson, Brianna Parker, Jared White, Ann Lewis and Ruth Ann Smith

Heidenkinder  
in Jesu Licht.

Missionsgeschichten mit Bildern  
von  
Frieda Pfinzner.

Basler Mission Zürich  
Frankfurt a. M.  
Verlag Orient  
1912

Alle Rechte vorbehalten.

H. L. Brönnner's Druckerei (F. W. Breidenstein), Frankfurt a. M

Bitte Lesen!

Eine Vorrede soll ich schreiben, und ich glaube, wenn ich das gleich zuerst verrate, so sagt der liebe Leser: "Ach, die können wir uns schenken.

Ich möchte aber etwas sagen, was mir so sehr am Herzen liegt, und darum hätte ich gern, dass es auch gehört wird. Wenn Ihr spielt und wollt Euch bemerkbar machen, dann schreit Ihr, jedes so laut es kann, und wenn ich auch nicht zu schreien vermag, so sage ich doch so laut ich kann:

Es gibt nichts Köstlicheres, Interessanteres, Schöneres, als was auf dem Missionsfeld geschieht, da wo der Herr Jesus wirklich der Mittelpunkt ist und Sein Geist Raum bekommt, zu wirken.

Als ich dies Buch las, klang es in mir: "Und du, und du? Musst du dich nicht ein bisschen—nein sehr—schämen vor einzelnen dieser Kinder, die glauben, vertrauen, tapfer sind oder solch großes Verlangen haben, den König Jesus zu erkennen und dann Ihm zu dienen?"

Ich möchte, dass es den einzelnen Lesern ebenso geht, aber zu gleicher Zeit wünsche ich dem lieben Buch den Erfolg, dass es die Herzen derer, die es kennen lernen, brennend macht für die Länder draußen und die Seelen der Kinder, die noch nichts von Jesus wissen. Möchten wir es fühlen, dass auch wir eine Verantwortung dafür tragen, dass der Befehl Jesu: "Gehet hin in alle Welt" zur Ausführung kommt. Denn nur wenn wir das tun, können wir in rechter Weise beten: "Komm Herr Jesu!

## Inhalt.

Einäugleins Feder . . . . .	Seite 1
Nur ein Prinz von Korea . . . . .	„ 13
Eine afrikanische Prinzessin . . . . .	„ 37
Malme Habsach und der Beduinen-Sheikh . . . . .	„ 54

Tschandrralila oder: Wie eine indische Frau den Heiland fand . . . . .	„ 71
Als die Romungris kamen . . . . .	„ 80
Ein kleiner Jesus-Jünger . . . . .	„ 94
Im türkischen Hause . . . . .	„ 115
Auf der Flucht . . . . .	„ 124

[1-36 and 54-end forthcoming on site]

[37]

Eine afrikanische Prinzessin.

„Es ist wirklich fast eine Sünde, das Kind in all das finstere Heidentum mitzunehmen,“ sagte Tante Johanna zu ihrem Bruder, einem Missionar in Afrika. „Ich glaube, daß ein Kind mehr für Kinder tun kann als irgend ein Erwachsener,“ lautete die Antwort. „Und außerdem sind meine Schwarzen, ob alt oder jung, ja alle Kinder.“ - „Ich habe meine kleine Tochter neun Jahre lang schmerzlich entbehrt,“ sagte jetzt die Mutter, „aber nun kann ich’s nicht länger.“

Als Gretel, so hieß das kleine Mädchen, von dem hier die Rede ist, ein kleines, zartes Ding von zwei Jahren war, hatte der Arzt gesagt, sie könnte das Klima in Afrika nicht vertragen. Da hatten die Eltern ihr Kind zu „Tante Johanna“ nach Bremen gebracht. Jetzt war Gretel ein großes Mädchen von elf Jahren geworden und da kamen Vater und Mutter aus Afrika zurück, um ihr Kind zu holen.

„Ich kann nicht länger ohne Gretel leben,“ meinte die Mutter wieder. „Ich auch nicht,“ sagte Tante Johanna. „Geht Gretel nach Afrika, dann komm’ ich auch mit.“

[38]

Und so reiste „Gretel“ mit Vater und Mutter und Tante Johanna nach Afrika.

Zuerst vermißte sie ihre Schulfreundinnen gar schmerzlich in dem fremden Land. Sie beobachtete zwar gern von weitem all die schwarzen Negerkinder, die es auf der Missionsstation gab; aber es war ihr doch recht unangenehm, wenn eins von ihnen ihr zu nahe kam oder sie gar anrühren wollte. Sie mochte auch nicht mit ihnen spielen.

„Das arme Kind sieht die Negerkinder geradeso an, wie früher die Affen hinter ihrem Gitter im Zoologischen Garten. Es war wirklich grausam von dir, das arme kleine Ding alles passenden Umgangs zu berauben,“ sagte Tante Johanna ganz vorwurfsvoll zu ihrem Bruder.

„Sie wird bald Freundinnen genug haben,“ lautete die Antwort, „wenn sie erst einmal dahinter kommt, daß all diese kleinen schwarzen Geschöpfe Seelen haben, die dem Heiland ebenso kostbar sind wie ihre eigene. Ich möchte gern, daß meine Tochter andern zum Segen wird.“

Gretel verstand nicht recht, was der Vater damit meinte.

Doch da trat eines Tages etwas ganz Neues in Gretels Leben hinein—und das war—eine richtige afrikanische Prinzessin. Man nannte sie „Fränzchen“; aber das war nicht ihr richtiger Name. Sie war eine echte „Prinzessin“, und ihr Vater, der an der Schlafkrankheit starb, besaß mehr Vieh als all die andern Häuptlinge ringsumher.

[37]

Fränzchen war keine „Märchenprinzessin“ in Samt und Seide, mit blitzenden Diamanten und Edelsteinen. Als Gretel sie zum erstenmal erblickte, trug sie weiter nichts als eine Art baumwollenes Hemd ohne Ärmel und um den Hals eine Kette von Nilpferdzähnen.

Als ihr Vater, der alte Häuptling Mtesa, gestorben war, faßte die „Prinzessin“ den Entschluß, von nun an

bei den Missionsleuten zu leben. Sie lief also von zu Haus fort in das Missionshaus und versteckte sich unter dem Bett, auf dem Gretel gerade ruhte, während Vater und Mutter ausgegangen waren. Doch Uledi, Fränzchens Bruder, war der Schwester gefolgt. Mit einem langen Bambusrohr stand er vor dem Bett, und durch Stoßen und Schieben gelang es ihm, die Prinzessin aus ihrem Versteck hervorzuholen. Fast wie ein Ball rollte sie unter dem Bett hervor ans Tageslicht. Dann schnellten ein paar lange braune Arme und ein Kopf aus dem „Etwas“ in die Höhe, und im nächsten Augenblick stand die afrikanische Prinzessin auf ihren Beinen.

Da kam gerade Gretels Vater nach Haus, und Fränzchen erzählte ihm, daß sie den Wunsch habe, bei ihm zu leben und seine Tochter zu sein.

„Was meinst du dazu?“ fragte der Missionar seine kleine Tochter. „Du hast dir ja schon immer eine Schwester gewünscht.“

„Aber niemals eine pechschwarze,“ lautete die unwillige Antwort. Gretel wußte damals noch nicht, daß der Wert eines Menschen nicht in seiner Hautfarbe steckt.

Der Vater sah sein Kind sehr traurig und enttäuscht an, und dann sagte er: „Wir wollen sie aber doch

[40]

hierbehalten.“ Darauf redete er lange mit Fränzchens Bruder, und schließlich erklärte auch er sich einverstanden.

Und so kam Fränzchen zu den Millionsleuten. Doch „Fränzchen“ hieß sie damals noch nicht. Ihr Bruder nannte sie „Ananga“ und sie selbst nannte sich „Kama-lu-li“. Doch schon am zweiten Tag meinte sie: „Nun bin ich eine Christin und muß deshalb auch einen christlichen Namen haben. Ich möchte gern „Philipp“ heißen nach meinem neuen Vater.“ Als man ihr sagte, daß „Philipp“ nur ein Name für Männer und Knaben sei, erwiderte sie: „Gut, dann bin ich eben ein Junge. Mein neuer Vater muß auch einen Sohn haben.“

Es leuchtete ihr zwar nicht recht ein, daß das doch nicht ginge; aber sie meinte: „Dann will ich auch „Gretel“ heißen wie meine neue Schwester.“ --- „Das geht auch nicht,“ erklärte ihr der Missionar. „Wenn meine beiden kleinen Töchter „Gretel“ heißen, und ich rufe eine von ihnen, dann kommt sicher immer die verkehrte.“ „Johanna“ wollte sie auch nicht heißen nach der Tante Johanna; kurzum es dauerte lange, bis ein passender Name für die Prinzessin gefunden wurde.

Einmal bekam Gretel von einem Onkel aus Bremen wunderschöne Pralinés geschickt. Sie schmeckten der afrikanischen kleinen Prinzessin gar zu gut, und sie bat, man möchte sie doch „Praliné“ nennen; aber das ging doch auch nicht.

Da sah sie eines Tages in Tante Johannas Zimmer ein Bild an der Wand. Es war das Bild einer Dame, deren liebliches, freundliches, Antlitz unwillkürlich

[41] an einen tiefen, ruhigen, vom Mond beschienenen See erinnerte. Sie fragte den Missionar, wer die Dame sei. Und dieser erzählte ihr, daß die Dame auf dem Bild von ihren Freundinnen „Fränzchen“ genannt würde, und daß sie sehr gut gewesen sei, und daß alt und jung, arm und reich sie lieb gehabt hätten.

Da stand die kleine Prinzessin auf und sagte: „Ich will auch ein „Fränzchen“ werden. Ich will auch gut und fromm sein, damit mein Gesicht auch so lieblich und schön wird wie das Gesicht von dem Fränzchen auf dem Bild.“

Gretel mußte ordentlich lachen bei dem Gedanken, daß dieses komische kleine schwarze Geschöpf einmal so aussehen wollte wie „Tante Fränzchen“. – Aber der Vater erklärte, daß die afrikanische Prinzessin von nun an „Fränzchen“ heißen sollte, doch nur, solange sie lieb und brav und Vater und Mutter gehorsam sei.

Und Fränzchen war wirklich so gut und brav, wie ein Negerkind es nur sein kann. Sie half dem

Missionar, sich mit den Schwarzen zu verständigen und wurde dabei besser mit ihnen fertig als er selbst. Er erklärte ihr, weshalb man nichts Böses und Häßliches tun und denken und sagen dürfte; und Fränzchen erklärte es dann den Schwarzen. Das Kind verstanden sie immer.

Wenn es unter den Negern Zank und Streit gab, dann fragte der Missionar erst Fränzchen um ihren Rat. Sie legte dann den Finger an die Nase und dachte ein Weilchen nach und sagte dann: „Lieber neuer Vater, schick’ die beiden, die sich streiten, in die Berge und laß sie das Vieh hüten“, oder etwas ähnliches, je nachdem,

[42] was vorgefallen war. Der Missionar tat dann immer, was Fränzchen sagte, und es erwies sich auch stets als das Richtige. Tante Johanna und Gretel wurden schließlich ganz eifersüchtig auf Fränzchen.

„Philipp,“ sagte die Tante eines Tages zu ihrem Bruder, „es ist doch wirklich eine Schande, wenn ein erwachsener Mann sich von einem kleinen Heidenkind an der Nase herumführen läßt!“ – „Die Schwarzen hier sind ja alle Kinder!“ lautete die Antwort. „Weshalb soll ich mich schämen, weil Fränzchen sie besser versteht als ich? Steht es nicht auch in der Bibel: „Ein kleines Kind wird sie führen?“

„Ja, Vater, wenn du dich aber von einem Kind führen läßt,“ – sagte Gretel darauf, „dann muß ich, dein eigenes Kind, es doch sein, Tante Johanna und ich sind so traurig und wir schämen uns auch ordentlich.“

Das nächste Mal hörte der Missionar wirklich nicht auf Fränzchen, und da ereignete sich etwas ganz Schreckliches. Die Ursache war – ein Hampelmann. Der Missionar schnitt ihn selbst aus und malte ihn an – für seine Töchter natürlich. Gretel und Fränzchen waren ganz glücklich darüber. Sie liefen ins Dorf und zeigten ihr neues Geschenk; und all die schwarzen Männer und Frauen schrieten und kreischten, wenn der Hampelmann mit seinen Armen und Beinen zappelte. Sie dachten, er wäre lebendig und ergriffen die Flucht vor ihm. Nach ein oder zwei Tagen waren die beiden Kinder dieses Scherzes endlich müde.

Sie hatten den Hampelmann fast schon vergessen, als Vater und Mutter merkten, daß unter den Schwarzen

[43] irgend etwas nicht in Ordnung und etwas Unheilvolles im Anzuge sei. Sie saßen in Gruppen zusammen und flüsterten und rollten mit ihren Augen und sahen über Ihre Schultern und zeigten und winkten mit der Hand, wie sie’s immer tun, wenn sie irgend etwas im Schilde führen. Der Missionar konnte nichts aus ihnen herausbekommen, aber Fränzchen wußte bald, was es war. Sie waren ganz schrecklich böse und aufgereggt durch den- Hampelmann.

„Sie sagen, das ist ein neuer Gott, den du an Stelle des großen himmlischen Gottes gesetzt hast,“ erklärte Fränzchen dem Vater. „Und seitdem der neue Gott da „ist,“ sagen sie, „stirbt ihr Vieh, und allerlei böse Geister sind in ihren Magen gekommen und stechen sie da mit scharfen Spießen.“

„Sag’ ihnen nur, sie haben ihre Melonen wieder unreif gegessen und Magenschmerzen bekommen,“ erwiderte der Missionar, „und das Vieh ist gestorben, weil sie die Brunnen nicht sauber gehalten haben. Erzähl’ ihnen nur, der Hampelmann ist weiter nichts als ein Spielzeug aus Holz, das ich für meine Töchter gemacht habe.“

„Das hab’ ich ihnen alles schon ein paarmal gesagt,“ antwortete Fränzchen, „aber sie sagen, wenn es wirklich wahr ist, dann sollst du das hölzerne Spielzeug heraus- bringen und vor ihren Augen verbrennen.“ – „Gut,“ meinte der Vater, „dann trag’ es heraus ins Dorf und verbrenne es.“

„Wenn du das zuläßt, Vater Phillip,“ sagte Fränzchen und sah dabei ganz schrecklich klug aus, „dann werden sie doch immer noch glauben, daß es ein Gott ist, und

[44] daß du ihn nur verbrennst, weil du Angst vor ihnen hast. Nimm dein Messer, und geh’ zu ihnen, und mach’ vor ihren Augen aus einem Stück Holz einen neuen Hampelmann. Dann werden sie’s glauben, daß

es weiter nichts ist als ein Stück Holz.

“Hab’ ich ihnen denn jemals etwas vorgelogen! Warum sollen sie meinen Worten nicht glauben,” antwortete der Missionar. “Das kommt mir doch sehr töricht vor.” Aber er nahm doch sein Messer aus der Tasche und wollte eben hinausgehen.

“Philipp,” kam Tante Johanna, die alles mit angehört hatte, jetzt dazwischen. “Es ist ja einfach zum Lachen! Alles tust du, was das Kind sagt. Gerade, als ob sie so klug wäre wie Salomo. Wenn Fränzchen sagt, du sollst Heu essen, dann tust du’s sicher auch.”

“Ich glaube aber doch, sie hat recht,” murmelte Vater Philipp vor sich hin. Doch er steckte sein Messer wieder in die Tasche. “Papa maber, papa manwora,” sagte Fränzchen, das heißt auf deutsch: “Lieber, guter, bester Vater”---“ mach’ das Spielzeug vor ihren ungläubigen Augen!”

Doch er tat’s nicht; und was nun folgt, beweist, daß Fränzchen doch recht hatte.--- In der Nacht hielten die Schwarzen einen Rat und faßten den Entschluß, Gretel zu stehlen und sie in den Sumpf zu tragen und dort in einer Nilpferdgrube zu verstecken und da verborgen zu halten, bis der Missionar den neuen Gott vor ihren Augen vernichten würde.

Eine Nilpferdgrube ist ein großes, tiefes Loch, das die Eingeborenen, um Flußpferde zu fangen, in die Erde graben. Sie bedecken es dann mit langem, dünnem

[45] Bambusrohr und legen Blätter und Ranken und Gras darauf, damit es ganz genau so aussieht wie der andere Boden. Wenn solch ein großes schweres Nilpferd über diese dünne Decke solch einer tiefen Grube kommt, bricht es natürlich ein und sinkt mit lautem Gekrach in die Tiefe. Und wenn selbst ein Nilpferd nicht hinausklettern kann, war natürlich für Gretel noch viel weniger Aussicht dazu.

Natürlich wollten sie dem Kinde kein Leids antun. Es wäre auch alles ganz gut abgelaufen, hätten sie es nicht zwei Negern von einem fremden Stamm überlassen, das Kind wegzutragen. Diese beiden Fremden waren erst seit ein paar Wochen im Dorf, und wahrscheinlich war’s auch ihre Idee, daß der Hampelmann ein Gott sei. -- Zuerst wollten sie nicht recht auf dies Unternehmen eingehen. Doch man erklärte ihnen, daß sie ja von „Bwana Philipp“, wie sie den Missionar nannten, noch nichts gelernt hätten, und wenn es sich herausstellen würde, daß die Sache mit dem Hampelmann ein Irrtum sei, dann würde „Bwana Philipp“ nicht so böse auf sie sein, als wenn es Leute seines eigenen Stammes wären. Er würde dann denken, sie hätten es ja nicht besser gewußt.

Die Fremden durften den Leuten im Dorf auch nicht sagen, wohin sie das Kind trugen. Wenn „Bwana Philipp“ sie fragte, wollten sie ihm gerade ins Auge sehen und der Wahrheit gemäß sagen können, daß sie’s nicht wüßten. Aber die Fremden mußten versprechen, daß sie auf Gretel gut acht geben und sie nach vierzehn Tagen zurückbringen würden.

[46] Gretel ging am Abend wie gewöhnlich in ihr Bett und schlief bald ein. --Als sie erwachte, wurde sie auf einer Strohmatten getragen und nach einiger Zeit in eine Grube hinabgesenkt.

Während der ersten langen Nacht und des darauffolgenden Tages schlief und träumte das Kind in einem fort. Sie spürte weder Hunger noch Durst. Sie träumte, sie tränke klares, frisches Wasser und äße Kuchen und Schokolade. Und dann war’s ihr, als sei sie noch nicht fünf Jahre alt und säße auf dem niedlichen kleinen Stuhl im Kindergarten in Bremen. Und dann wieder schien es ihr, als flöge sie ganz tief von irgendwo herunter in eine Grube, und dann, als sei sie daheim bei Vater Mutter im Missionshaus. Aber das Schlimme war, daß Gretel in der Grube nichts zu essen und nichts zu trinken hatte. Die fremden Neger, die sie getragen hatten, sollten ihr jeden Tag etwas zu essen bringen. Aber gleich nachdem sie das Kind in die Grube gesenkt hatten, ergriff sie ein furchtbarer Schrecken über ihre Tat, und sie liefen über die Grenze von dannen. Etwas Wasser und Brot stellten sie oben an die Höhle. Aber das war ja für Gretel

unerreichbar. Die Ärmsten hatten keine Ahnung davon, daß das Kind in der Grube einem qualvollen Hungertode entgegensah.

Die Neger glauben nämlich, daß weiße Leute nur sterben, wenn sie mit einer Flinte totgeschossen werden, und daß sie sich selbst totschießen, wenn sie gern sterben wollen. –Und diese armen fremden Neger hatten noch

[47] nie in der Nähe einer Missionsstation gelebt und waren noch ganz unwissend.

Als der Missionar die beiden Übeltäter nachher fand und ihnen sagte, daß Gretel hätte verhungern und sterben können, meinten sie: „Ach nein, „Bwana Philipp“, sie war ganz sicher, es war ja keine Flinte in der Grube.“

Als Gretel einmal wieder träumte, daß sie in der Grube umherflöge, öffnete sie die Augen etwas und sah oben am Rande der Höhle eine große, schwarze Pastete. Sie erkannte sie sofort. Es mußte dieselbe sein, die sie selbst einmal Schlamm gemacht hatte, um Fränzchen zu ärgern. Sie hatte zwei Schuhknöpfe als Augen hineingesteckt und ein Stückchen roten Flanell als Mund. Und als ihr Werk beendet war, hatte sie Fränzchen herbeigeholt, eine tiefe Verbeugung vor ihr gemacht und gesagt: „hoch zu verehrende Prinzessin Ananga, sieh hier das Ebenbild deines schönen Antlitzes, das ich, deine demütige Dienerin, eben gemacht habe.“ – Und Fränzchen hatte dann um die Pastete herumgetanzt.

Als Gretel genauer hinsah, bemerkte sie, daß die Pastete da oben dem Negerkind viel ähnlicher sah als die, welche sie damals gemacht hatte. Und dann plötzlich fiel die Pastete über den Rand der Höhle direkt in die Grube hinein und fing an zu lachen und zu weinen – da erwachte Gretel zum allerersten Male ganz wirklich.

Sie merkte nun auch, wo sie war, und wie schrecklich sie sich nach Vater und Mutter sehnte, denn die Pastete war – Fränzchen selbst. Das Negerkind sah auch nicht wie eine Schlamm-Pastete aus. Es kam Gretel nun ganz wunderschön vor, so schön wie eine Blume oder ein Stern

[48] oder ein See im Mondschein oder irgend etwas anderes schönes. Aber sagen konnte sie's ihr nicht.

Sie war lange, lange ganz still und konnte gar nichts sprechen, bis Fränzchen ihr etwas Fleischbrühe zu trinken gab, die sie aus dem getrockneten Fleisch zubereitet hatte; und dann waren Gretels erste Worte: „Mehr! mehr!“-- Und nicht wahr nun wollt ihr gern wissen, wie Fränzchen die Grube gefunden hat?

Während der Missionar die Eingeborenen ausfragte, um zu erfahren, wo sein Kind wohl versteckt sei, kam Uledi, Fränzchens Bruder, gerade von der Jagd zurück. Er erzählte dem Vater, daß er die Fremden allein, ohne das Kind getroffen habe. Da wußte der Missionar, daß das Versteck in nicht allzu großer Entfernung sein konnte. Die Eingeborenen mußten die Umgegend nach allen Richtungen durchstreifen; aber wahrscheinlich hätten sie das Kind zu spät gefunden, wäre ihnen nicht jemand anders zuvor gekommen.

Als Fränzchen entdeckte, daß Gretel aus ihrem Bett gestohlen sei, machte sie sich, ohne ein Wort zu verlieren, auf den Weg. Sie folgte der Spur der fremden Neger, bis sie dieselbe in dem sumpfigen Dickicht verlor. Dann bat sie den Vater im Himmel, daß Er sie nun führen möchte; und so ging sie weiter, bis sie das Versteck fand.

Sie erzählte nachher sie sei fast während der ganzen Zeit mit geschlossenen Augen gegangen. Als sie ihr Ziel erreicht hatte, war sie ganz entsetzlich zerkratzt und zerrissen von all den Dornen und Schlinggewächsen, durch die sie sich einen Weg hatte bahnen müssen.

[49] Hätten die Neger Fränzchen und nicht Gretel in der Grube versteckt, dann wäre die afrikanische Prinzessin gar schnell wieder heraus und nach Hause zurück gekommen, vielleicht schneller als ihre Entführer. Das Negerkind war sehr erfinderisch und konnte außerdem so gut klettern wie die Affen im Urwald. Sie hätte einfach die langen, zähen Weinranken bis in die Grube heruntergezogen. Sich an einer von ihnen festgehalten und wäre dann an einer Seite der Grube nach oben geklettert, und das mit mehr Grazie als eine Dame die Treppe heraufgeht.---

Die beiden Kinder blieben zwei Tage und zwei Nächte in der Grube und ruhten sich aus.--- Sie spielten "Robinson Crusoe" und "Freytag," so dass ihnen die Zeit gar nicht lang wurde.

Fränzchen fütterte ihren kleinen Kameraden von Zeit zu Zeit, immer nur ganz wenig auf einmal, und wenn sie das nicht tat, dann arbeitete sie an einer richtigen kleinen Leiter aus Weinranken, auf der Gretel nach oben klettern sollte. Sie nannten sie die "lebendige Leiter," denn die Weinranken waren noch mit ihren Wurzeln in der Erde.

Und dann brachen sie eines Morgens ganz früh auf. Sie kannten den Weg nicht, aber sie wußten, dass es gefährlich sei, tiefer in das Dickicht hineinzugehen, wo die Schlingpflanzen und Sträucher dichter werden und es so viele Insekten gibt. Sie hielten sich immer in der Richtung, in welcher der Wald am lichtesten aussah. Aber es war doch ein anstrengender Marsch. Es kam Gretel vor, als ob sie Millionen von Meilen zurücklegten, Fränzchen

[50] immer voran, um den Weg zu bahnen. Zeitweise mußten sie sogar auf Händen und Füßen kriechen.

Sie hatten eigentlich die Absicht, die ganze Nacht hindurch zu wandern, aber gegen Abend stolperte Gretel über eine Wurzel und fiel kopfüber ins Dickicht. Und Fränzchen setzte sich einen Augenblick neben sie, um sie zu trösten und sich ein wenig auszuruhen, nur eine Minute lang – aber sie blieben doch die ganze Nacht.

Viele Augen blickten neugierig aus dem Dickicht auf die beiden Kinder, allerlei Lichter schienen um sie herumzuschwirren, und auf dem feuchten Boden krochen Insekten und Würmer und Käfer. Die müden Augen fielen den Kindern zu – Gretel hörte, wie Fränzchen im Schlaf redete. Sie wollte sie aufwecken, aber da merkte sie, daß sie selbst laut sprach. Endlich verging die Nacht, und am nächsten Morgen setzten sie ihre Wanderung fort – sehr müde und verschlafen, selbst Fränzchen. Sie gerieten in eins der schrecklichen Dorngebüsche, die man in Afrika „Warte ein wenig“ nennt. Und sie mußten wirklich ein wenig warten, ehe sie weiter wandern konnten.

Und dann hatten sie noch ein schreckliches Abenteuer. Es gibt in Afrika eine Fliege, die ungefähr die Gestalt und Größe einer Biene hat. Die Afrikaner nennen sie „Kriegsfliege“, denn wenn man sie fängt und nur irgendwo ein wenig drückt, dann wehrt sie sich wie ein Soldat im Kriege. Und wenn der Betreffende sie dann wieder fliegen läßt, dann fliegt sie direkt zu seinem Vieh hin, ja selbst wenn es tausend Meilen weit weg ist, und sticht es aus Rache, so daß es sterben muß.

[51] Das ist aber natürlich alles nicht wahr, sondern die abergläubischen Neger haben es sich ausgedacht.

„Ich will jetzt eine Kriegsfliege fangen und sie ein bischen ärgern,“ meinte Fränzchen, als sie glücklich aus dem Dickicht heraus waren. „Und wenn wir sie dann fliegen lassen, wollen wir ihrer Richtung folgen. Vater Philipp wird sicher lieber seine alte Kuh als seine beiden Töchter verlieren.“

Gleich darauf schlug sie mit der Hand nach einer der umherschwirrenden Fliegen. Sie rollte sie in einen Zipfel ihres Baumwollhemdchens ein, damit sie nicht in ihren Finger stechen könnte. Sie drückte sie ein wenig, schleuderte sie in die Luft und gab ihr dann eine tüchtige Ohrfeige.

Aber die Fliege hatte Fränzchen in die Hand gestochen, durch die Baumwolle hindurch – Gretel hatte es

auch ganz deutlich gesehen. Fränzchen schrie auf vor Schmerz und hüpfte im Dickicht herum, und Gretel saß da und weinte, denn es kam ihr sehr hart vor, Fränzchen gerade jetzt zu verlieren, wo sie die schwarze Schwester kaum lieb gewonnen hatte.

„Oh, Fränzchen,“ schrie sie, „du mußt nun sterben! Und ich bleibe dann ganz allein bei deiner Leiche, und ich werde mich ganz entsetzlich vor dir fürchten!“

„Meine Leiche wird dir kein Leid antun,“ meinte Fränzchen, indem sie ein klein wenig die Nase rümpfte – so wie es Tante Johanna manchmal tat. „Wenn ich sterben muß,“ fuhr sie dann nach einem Weilchen fort, „dann will ich beim Sterben Vater Philipps hand fassen; dann weiß ich, daß ich in seinen Himmel komme. Und

[52] da will ich mit dem wirklichen Fränzchen zusammen, deren Namen ich trage, auf dich warten. Wenn du mich dann wieder siehst, Gretel, dann werde ich ganz anders aussehen, dann werde ich keine schwarze Außenseite mehr haben, und du siehst dann nur noch das Weiße an mir.“

Und so brachen sie von neuem auf, aber Gretel weinte immer mehr, denn sie fürchtete jeden Augenblick, daß sie nun bald ganz allein im Dickicht sein würde – ganz allein mit Fränzchens schwarzem, kaltem Leichnam. Der Tag wurde drückend heiß – und Fränzchen lebte immer noch.

Da geschah etwas Wunderschönes. Zwei Neger von des Vaters Missionsstation kamen ihnen entgegen mit einer Sänfte. Sie heißen Kalulu und Shumari, und sie waren lange genug umhergeirrt, bis sie die Kinder fanden.

O, wie schön war das, als sie sich in der Sänfte ganz lang ausstrecken konnten, und keine Dornen stachen sie, und keine Insekten krochen über sie hinweg. Hand in Hand schliefen die beiden Kinder ein, und als sie wieder aufwachten, waren sie zu Haus, und alle standen um sie herum und beugten sich über sie und küßten sie und weinten.

Ja selbst Tante Johanna, die immer gesagt hatte, es sei ungebildet und „gewöhnlich“, seine Gefühle zur Schau zu tragen, weinte, und sogar am allerlautesten. Sie küsste die beiden Kinder, direkt vor den Augen des dicken deutschen Postbeamten, und was das Allermerkwürdigste war,—sie küßte Fränzchen zuerst.

Der Arzt sagte, wenn Gretel noch ein klein wenig

[53] länger ohne Nahrung in der Grube geblieben wäre, dann hätte sie das Sumpffieber bekommen und wäre gestorben. Der Missionar hatte zwar inzwischen die fremden Neger gefunden und kam gerade mit ihnen auf der Missionsstation an, aber zu Gretels Versteck wären sie viel zu spät gekommen, Fränzchen, die verachtete kleine schwarze Prinzessin, hatte der neuen Schwester das Leben gerettet.

Und Gretel hat es gelernt, daß der Wert eines Menschen nicht in seiner Hautfarbe steckt und von nun an das Negerkind und all ihre schwarzen Brüder und Schwestern auf der Missionsstation sehr lieb gehabt.

Doch eins müßt ihr noch hören: Als die Eingeborenen sahen, wie die beiden Kinder in der Sänfte herbeigetragen wurden, weinten sie bitterlich; und als sie bemerkten, wie zerkratzt und zerrissen beide aussahen, da stellten sie sich in einem Ring um die Sänfte herum und gingen auf ihren Hacken rückwärts, warfen die Köpfe nach hinten und heulten und johlten in schrecklichen Tönen. Es gibt wohl kaum etwas Eintönigeres und Beruhigenderes, als wenn Neger weinen! Es hört sich gradeso an, als wenn ein großer Neufundländer heult, weil er sich vereinsamt fühlt. Sie waren wirklich von Herzen traurig und weinten nicht nur, weil sie sich vor der Strafe fürchteten. Sie baten sogar den Missionar, daß er sie doch schlagen sollte, und da er's nicht tat, schlugen sie sich selbst mit Dornzweigen. ---Uledi, der sich das Ganze ausgedacht hatte, schlug immerzu mit seinem Kopf an einen Baum und bohrte seine breite Nase in den Sand und heulte am allerlautesten.